

Thomas Ahbe

Die ostdeutsche Erinnerung als Eisberg *Soziologische und diskursanalytische Befunde nach 20 Jahren staatlicher Einheit*

Die Verbreitung der ostdeutschen Identität

1990, im Jahr der deutschen Einheit, deutete nichts darauf hin, dass man sich noch Jahre später in Politik und Wissenschaft mit einer besonderen ostdeutschen Identität beschäftigen würde. Denn vor den alles entscheidenden Volkskammerwahlen am 18. März 1990 verstanden sich nur noch 32 Prozent der DDR-Bürger als Ostdeutsche – dagegen sahen sich 61 Prozent der DDR-Bürger als Deutsche. Das Bild war also eindeutig. Die Sonder-Identität „Ex-DDR“ oder „ostdeutsch“ schien zu verschwinden. Doch nach nicht einmal zwei Jahren hatte sich das Bild verkehrt: Nun fühlten sich 60 Prozent der neuen Bundesbürger als Ostdeutsche und 35 Prozent als Deutsche. Seitdem gibt es über die Jahre hinweg eine große relative Mehrheit von Menschen in den neuen Bundesländern, die sich eher als Ostdeutsche und weniger als Deutsche fühlen. (Abbildung 1)

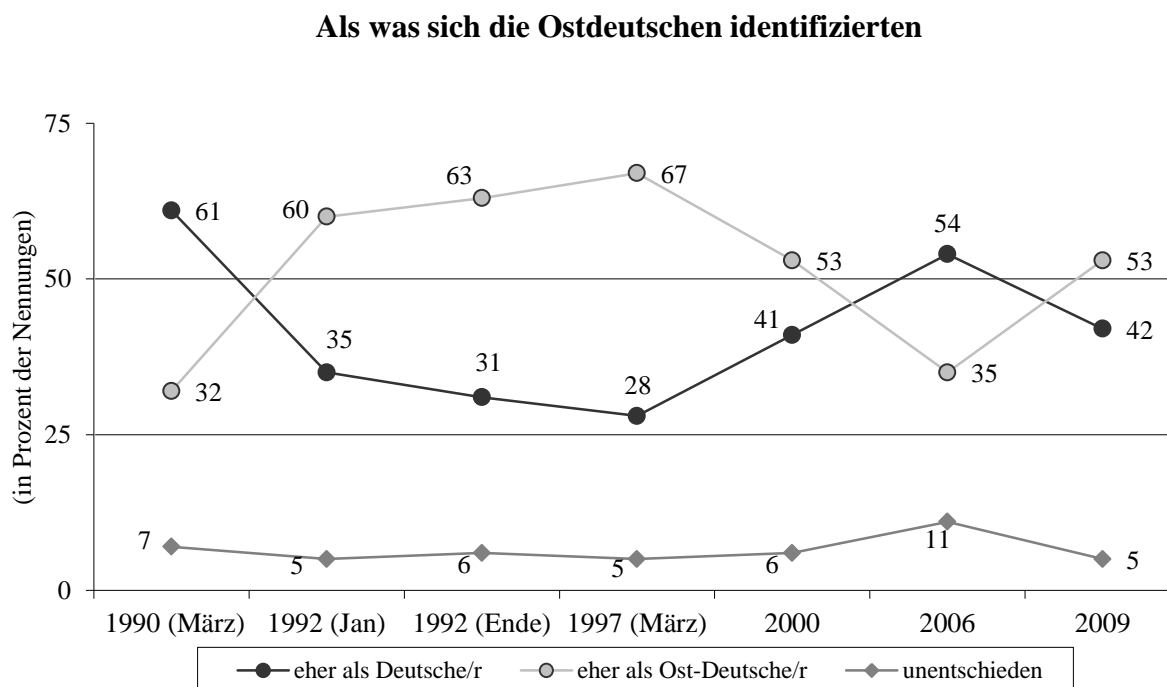


Abbildung 1 (Datenquellen aller Abbildungen: Siehe Anhang)

Quellen der ostdeutschen Identität

Die besondere ostdeutsche Identität hat verschiedene Quellen. *Erstens* nahmen die Ostdeutschen erst nach dem Beitritt und im alltäglichen Kontakt mit den Westdeutschen ihre DDR-Sozialisation und ihre besonderen Maßstäbe bei der Bewertung gesellschaftlicher Realitäten wahr. *Zweitens* reproduziert sich ostdeutsche Identität durch die Erfahrung der nachhaltigen materiellen Schlechterstellung der Ostdeutschen und *drittens* durch ihre symbolische Schlechterstellung. Letztere ist verursacht durch die im Nachwendedeutschland vorherrschende diskursive Konstruktion der Ostdeutschen, ihrer Alltagskultur und ihrer Vergangenheit in der DDR. Wie stark die Identifikation als Ostdeutsche mit allgemeinen Inklusions- und Exklusionserlebnissen zusammenhängt, illustriert der Messpunkt von 2006 in Abbildung 1. Seitens der Ostdeutschen findet sich beim Identifikationsmuster „eher als Ostdeutsche/r“ ein Minimum und sowohl bei den Identifikationsmustern „eher als Deutsche/r“ wie auch bei „unentschieden“ ein Maximum. Beim nächsten Messpunkt waren die Verhältnisse wieder wie vor dem. Was war im Jahr 2006 geschehen, dass sich so viele Ostdeutsche auf einmal weniger als Ostdeutsche und mehr als Deutsche fühlten? In diesem Jahr setzte sich ‚Deutschland‘ als fiktive Einheit mit anderen Nationen in Bezug, spiegelte sich dabei in früheren Triumphen ‚Deutschlands‘ und lud ohne exkludierende Hürden alle Deutschen ein, sich diese attraktive Identität überzustreifen. Es war das Jahr, in dem Deutschland die Fußballweltmeisterschaft ausrichtete, sich seine früheren Weltmeisterschaftstitel vergegenwärtigte und auch auf den aktuellen Turniersieg spekulierte. Um in diesem Jahr des „Sommermärchens“, wie es die Medien treffend bezeichneten, ein positives Bild von der Bundesrepublik zu entwerfen, spielte die Abgrenzung von der DDR und ihren einstigen Bewohnern eine viel geringere Rolle als üblich. Das war drei Jahre später zum Doppeljubiläum 2009/2010, als die negativen bis dämonisierenden Darstellungen der DDR die Jahresthemen waren, ganz anders – und das zeigte sich auch in den Identifikationsmustern der Ostdeutschen (Abbildung 1).

Die ostdeutsche Identität als Effekt der DDR-Sozialisation und Reaktion auf die Transformationsgesellschaft

Dass bei den Ostdeutschen die Quote derer, die sich „eher als Deutsche/r“ verstanden, nach 1990 steil abfiel, geht zweifellos darauf zurück, dass sie sich erst nach ihrer Ankunft in der bundesdeutschen Mehrheitskultur ihrer andersartigen, nämlich ostdeutschen Sozialisation bewusst wurden.

Zum sozialisatorischen Erbe gehören typische, nämlich aus der „arbeiterlichen Gesellschaft“ stammende Kommunikationsmuster und Überzeugungen, die die Ostdeutschen erleben ließen, dass sie anders, eben ostdeutsch sind. Der Sozialpsychologe Wolf Wagner untersuchte das in deutsch-deutschen Arbeitsteams des Hoch- und Fachschulwesens und erkannte deutliche Ost-West-Unterschiede beispielsweise in der Art, wie in Arbeitsgruppen Konflikte ausgehandelt werden, wie der Händedruck eingesetzt oder wie *small talk* geführt wird (Wagner 1996, 1999). Der Industriesoziologe Werner Schmidt begleitete Anfang der 90er Jahre ostdeutsche Belegschaften während der Privatisierung und Umstrukturierung ihrer Betriebe. Er beschrieb beispielsweise die „Ideologie der produktiven Arbeit“. Hierzu gehöre vor allem „die schwer korrigierbare Überzeugung, dass die eigene Gruppe [die der Arbeiter – d. A.] die einzig wirklich produktive, [...] und damit wichtigste sei, auf die niemand verzichten könne.“ (Schmidt/Schönberger 1999: 62f.). Schmidt beschrieb Narrative wie das einer Verwaltungsleiterin in einem Wälzlagerwerk, welche 1992 dem westdeutschen Feldforscher erklärte:

„Für uns galten die Menschen verhältnismäßig gleich. Also man hat keine großen Unterschiede gemacht, ob das jetzt der Werkleiter ist, wenn der Werkleiter 'ne Kaffeemaschine hatte, hatte der Kumpel auch eine gekriegt.“ (Schmidt 1996: 301)

Viele dieser Differenzen sind in den letzten beiden Dekaden durch Anpassung und den Generationswechsel abgeschliffen worden. Es gibt aber auch nach wie vor ostdeutsche Besonderheiten, die ganz sicher zu den Erbschaften der DDR-Gesellschaft gehören. Das zeigt sich beispielsweise bei der Verbreitung von Religiosität (Abbildung 2) oder bei der Akzeptanz von unehelichen Geburten (Abbildung 3).

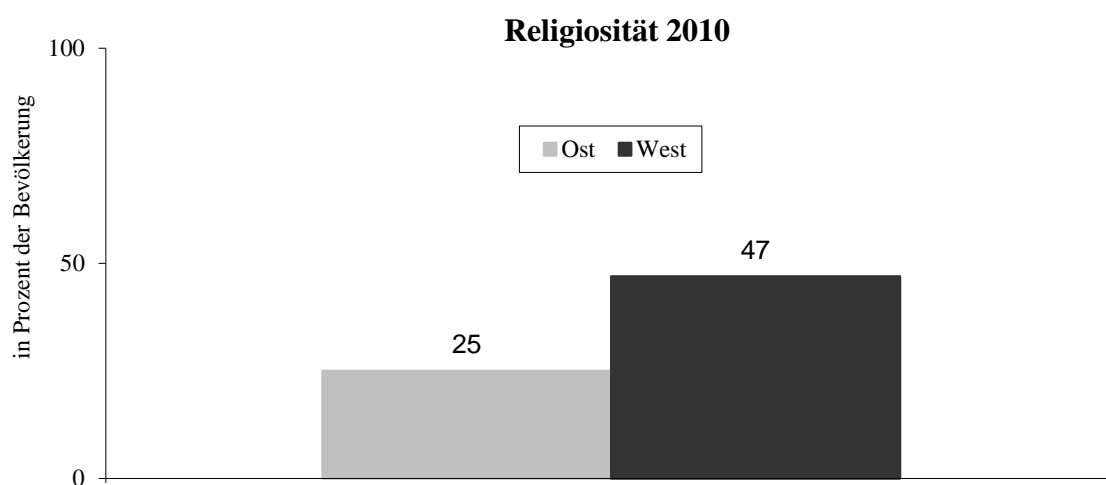


Abbildung 2

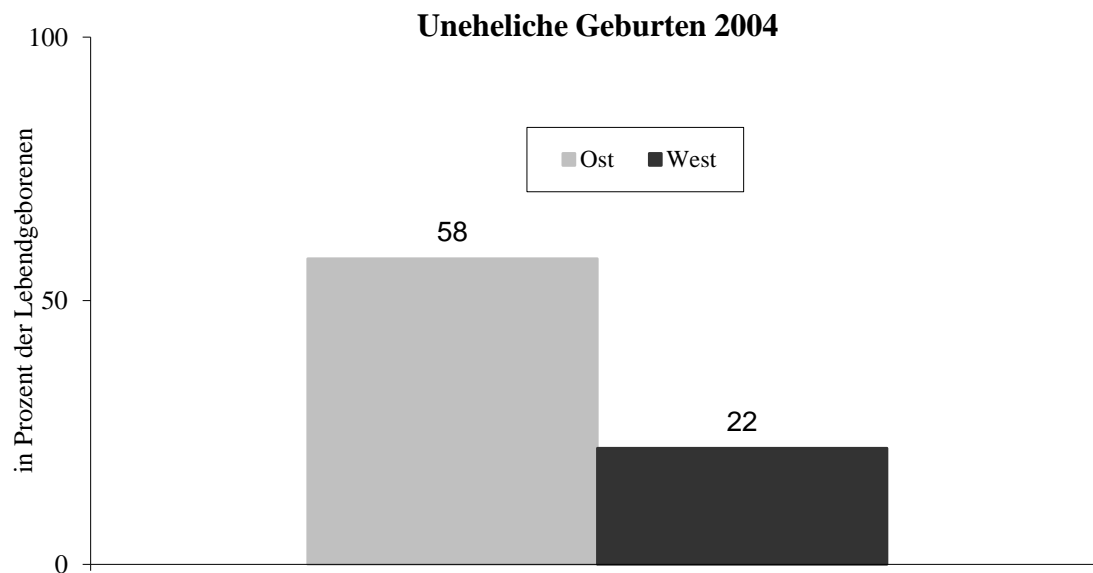
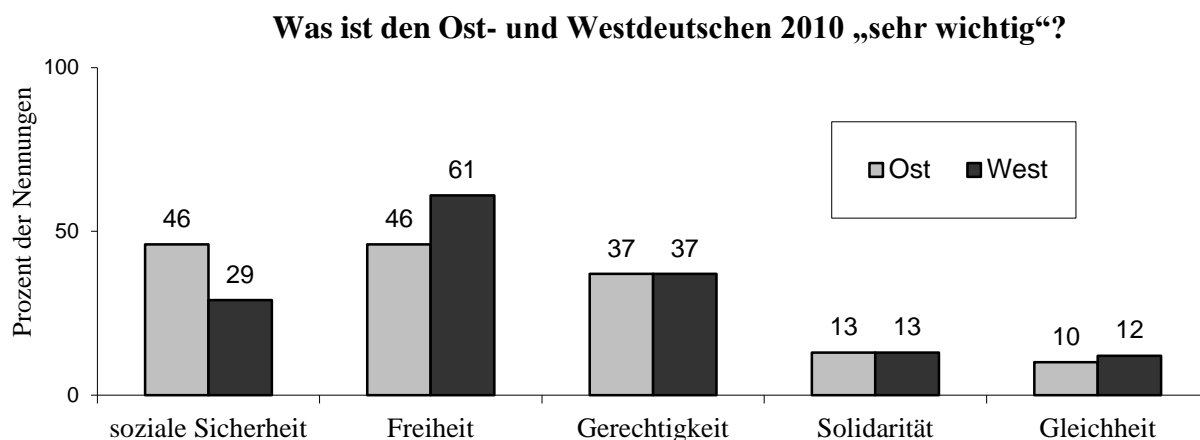


Abbildung 3

Auch bei den gesellschaftsbezogenen Werten gibt es noch immer eine Ost-Spezifität. Im Vergleich zu Westdeutschen haben Ostdeutsche eine andere Vorstellung von der Verantwortung des Staates und höhere Erwartungen an dessen Interventionen. Darüber ist die Wertschätzung des demokratischen Modells *an sich* bei den Ostdeutschen geringer, während ihre Kritik an der praktischen Umsetzung der Demokratie ausgeprägter ist als bei den Westdeutschen. Hinzu kommt, dass sie bei der abstrakten Wertschätzung von „Freiheit“ und „sozialer Sicherheit“ anders votieren als die Westdeutschen. Diese Unterschiede im Wertebild sind einerseits ein Ergebnis der sich deutlich unterscheidenden Sozialisation durch die Verhältnisse und die Meistererzählungen in der Bundesrepublik und der DDR. Sie sind aber auch eine Reaktion auf die ambivalenten Erfahrungen, die ein großer Teil der Ostdeutschen in der Transformationsgesellschaft machen musste. Wenn die Existenz ständig bedroht scheint, wenn die ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen für die gesellschaftliche Partizipation und für den Gebrauch ‚der Freiheit‘ fehlen, dann steht der Wunsch nach sozialer Sicherheit an erster Stelle. Diese *Reaktion* erfolgt natürlich nicht voraussetzungslos, sondern basiert auf den durch die *Sozialisation* in der DDR entstandenen Wertmaßstäben, Gewohnheiten und dem in dieser Zeit geprägten Bild von der Bundesrepublik (Abbildung 4).

Die ostdeutsche Sonder-Identität ist also vor allem ein *aktueller* Effekt der Bewertung der bundesdeutschen Realitäten im Allgemeinen und der Transformationsgesellschaft im Besonderen.



(Abbildung 4)

Die ostdeutsche Identität als Effekt der materiellen Schlechterstellung der Ostdeutschen im vereinigten Deutschland

Zum Selbstbild, ostdeutsch zu sein, gehört auch der Eindruck materieller Benachteiligung gegenüber der westdeutschen Vergleichsgruppe. Ostdeutschland ist 22 Jahre nach dem Beitritt immer noch eine „Dependenzökonomie“, also eine „verlängerte Werkbank“ des Westens. Umsatzstarke Branchen wie das verarbeitende Gewerbe, Energie- und Handelsunternehmen sind im Osten unterrepräsentiert. Sofern es Filialen gibt, liegen die Firmenzentralen im Westen. Insgesamt dominieren in den neuen Bundesländern Kleinbetriebe, ostdeutsche Firmen mit Forschungs- und Entwicklungspotenzial sind dementsprechend wenig verbreitet. Die in den neuen Bundesländern gelegenen Firmen mit ostdeutschen Eigentümern erreichen nur 52 Prozent des Pro-Kopf-Umsatzes der sich im westdeutschen und 43 Prozent der sich im ausländischen Besitz befindlichen Firmen auf ostdeutschem Territorium (Winkler 2004: 68f.). Ostdeutschland ist somit „eine Region mit kapitalistischer Marktwirtschaft ohne einheimisches Kapital und einheimische Eliten.“ (Ebd. 72)

Auch diese Konstellation prägt das ostdeutsche Wir-Gefühl. Daneben gibt es deutliche Ost-West-Unterschiede beim Privatvermögen (Abbildung 5).

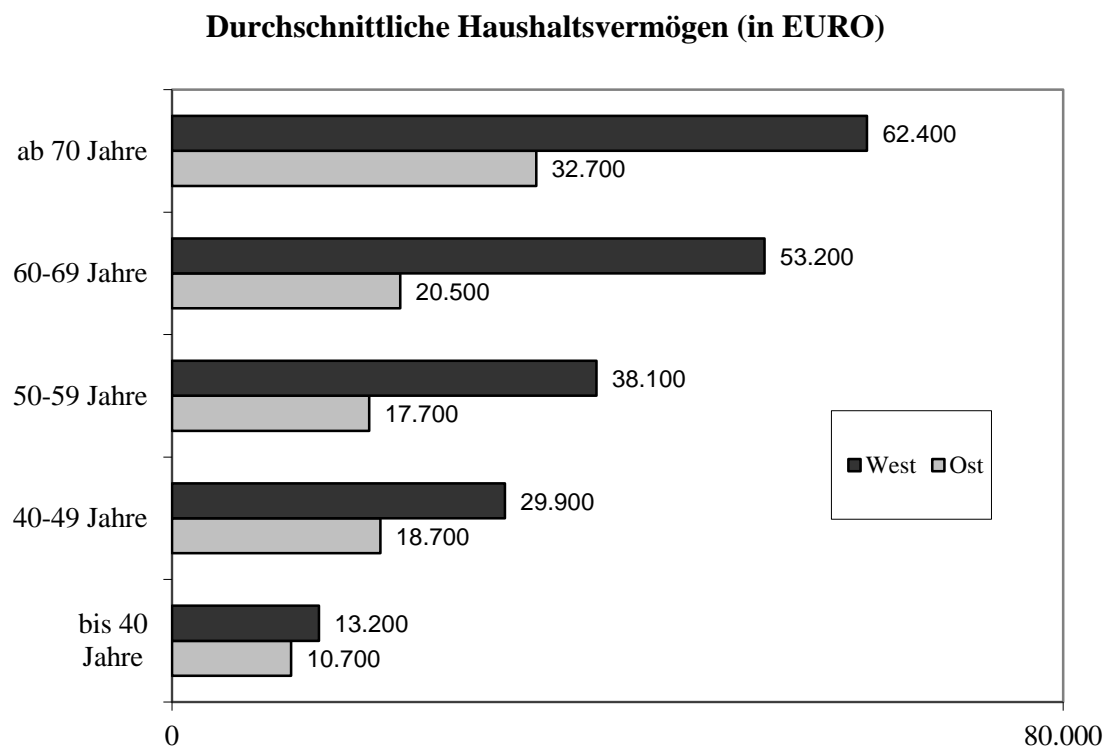


Abbildung 5

Die allmähliche Einebnung des Vermögensgefälles zwischen Westdeutschen und Ostdeutschen, die man in Abbildung 5 bei den jüngeren Generationen beobachten kann, wird durch die zu erwartenden Erbschaften aus den ältesten Kohorten der alten Bundesrepublik an die Generation ihrer Kinder natürlich weiter hinausgezögert werden.

Diese materiellen Differenzen zwischen Ost und West bilden für die Ostdeutschen eine unhintergehbare Voraussetzung ostdeutscher Identitätsbildung, der die Menschen dann größere oder kleinere Bedeutung für ihre weiter gehenden Identifikationen zumessen können.

Die ostdeutsche Identität als Effekt der diskursiven Konstruktion der Ostdeutschen im vereinigten Deutschland

Das Wir-Gefühl der Ostdeutschen, ihre Identifikation als Ostdeutsche speist sich seit den 1990er Jahren auch noch aus anderen Quellen – nämlich aus der Art, wie die Ostdeutschen, ihre Vorgeschichte sowie die ostdeutsche Alltagskultur medial konstruiert werden.

Die mediale Konstruktion Ostdeutschlands und der Ostdeutschen hatte in den neunziger Jahren drei wichtige Voraussetzungen: Erstens konnten die überregionalen Sendeanstalten und Printmedien den kleinen Ost-Markt ohne Weiteres – also mit dem angestammten Personal und dessen Vorstellungen und Werten – übernehmen. Zweitens kam hinzu, dass das Leitungspersonal der in den Neuen Bundesländern geschaffenen öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten und meistens auch das der restrukturierten regionalen ostdeutschen Tageszeitungen aus dem Westen stammte. Drittens bildete sich kein adäquater professioneller Gegen-Diskurs ostdeutscher Akteure heraus. Ostdeutsche Sprecher wurden nur insofern eingebunden, als sie der westdeutschen Ausrichtung der Diskurse über die DDR, Ostdeutschland und die Ostdeutschen entsprachen.

Somit fanden sich die Ostdeutschen nach Verwestlichung der ostdeutschen Medienlandschaft Anfang der neunziger Jahre schlagartig unter einem neuen Diskurs-Himmel wieder. Sie sahen nun ihr Vorleben in der DDR, ihre Erinnerungen, Erfahrungen und Wertvorstellungen vor allem aus westdeutscher Perspektive beschrieben und bewertet.

Damit lebten die Ostdeutschen nun in einer Welt, in welcher der Fremdblick auf ihre Gruppe die vorherrschende Medien-Perspektive war. Westdeutsche Erfahrungen und Wertvorstellungen fungierten, wie der Germanist Kersten Sven Roth überzeugend nachweist, als „Normal Null“ (Roth 2008). Nach westdeutschen Maßstäben erscheinen die Ostdeutschen als defizitäre Exoten, als nicht so modern, nicht so souverän, nicht so flexibel, nicht so initiativreich, nicht so weltläufig, nicht so stilsicher wie die Westdeutschen und stattdessen als bieder, beschädigt, fremdenfeindlich oder rechtsradikal. So heißt es in einem Artikel vom 1989:

„Trotz Urlaub und herrlichem Strandwetter kommt nirgendwo ausgelassene Stimmung auf. Alle sind diszipliniert und irgendwie gebremst. Die vielen Jugend- und Kindergruppen des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) mit ihren Brot- und Wandertaschen bewegen sich in

geordneter Formation. [...] Die gespreizte Anrede »Werter Herr«, kleinkapitalistisches Kontor-Deutsch aus dem 19. Jahrhundert, ist durchgängig: »Werter Kunde«, »Werter Besucher«, aber auch »Werter Kraftfahrzeughalter, Sie haben gegen die Straßenverkehrsordnung verstoßen« – so steht es in den Strafzetteln der Volkspolizei. [...] Die dunklen Höhlen der Konsumläden und Kaufhallen mit ihren Angeboten, die sich ausschließlich am bitter Nötigsten orientieren, die totale Abwesenheit des vermeintlich Überflüssigen, sind bedrückend.“ (Kröger 1989: 34, 36-37)

Ein knappes Jahr später attestiert man den Ostdeutschen:

„Ein oftmals pruder Biedersinn, eine altväterische Autoritäts- und Harmoniegläubigkeit, eine böse und verbohrte Fremdenfeindlichkeit, vor allem gegenüber den »Pollakken«, paart sich mit gedankenvoll »tiefen« humanistischen Idealvorstellungen, mit – in unserem Sinn – oft extrem linken und antifaschistischen Überzeugungen.“ (Leinemann 1990: 73) In einem Jubiläumsartikel zum 5. Jahrestag der Deutschen Einheit, der ansonsten durchgängig eine positive Bilanz zog, wird die Andersartigkeit der Ostdeutschen ebenfalls als Defizit beschrieben: „Die Politiker, die im Osten herangewachsen sind, haben einen Rückstand, was die Bereitschaft und die Fähigkeit zum Kompromiss angeht. Sie zeigen eine sympathische Standfestigkeit, lassen die manchmal heikle Beweglichkeit vermissen, die zum Funktionieren einer parlamentarischen Demokratie gehört.“ (Fromme 1995: 1)

Die mediale Konstruktion des Rechtsradikalismus als vornehmlich ostdeutsches Problem ist auch noch im dritten Jahrzehnt der deutschen Einheit nachzuweisen. So verglich eine Studie die Thematisierung des Rechtsextremismus in überregionalen Printmedien mit der Statistik, die der Verfassungsschutz über rechtsextremistisch motivierte Gewalttaten führt. Die Analyse ergab, dass die überregionalen Printmedien suggerieren, der Rechtsextremismus sei ein ostdeutsches Phänomen. (Vogel 2012)

Laut Verfassungsschutzbericht zu den Jahren 2010 und 2011 liegt in den ostdeutschen Ländern die Quote rechtsextremistisch motivierter Gewalttaten pro Einwohner höher als in den westdeutschen. Die absolute Zahl der Verbrechen wiederum ist im Westen größer als im

Osten: In Nordrhein-Westfalen geschehen mehr als doppelt so viele rechtsextreme Verbrechen wie in Sachsen, welches gleich auf mit Niedersachsen Platz zwei dieser Verbrechenstatistik belegt. Die mediale Konstruktion des Rechtsextremismus ist jedoch von ganz anderer Tendenz als die Statistik des Verfassungsschutzes. Zu diesem Ergebnis kommt eine Analyse der Thematisierung des Rechtsextremismus in der Tageszeitung „Die Welt“, der Wochenzeitung „Die Zeit“ und dem wöchentlich erscheinenden Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“. Die Sondierung bezieht sich auf das erste Halbjahr 2011– also die Zeit noch vor der Aufdeckung der Mordserie des so genannten *Nationalsozialistischen Untergrunds*. In knapp der Hälfte aller Beiträge – Meldungen, Berichte und Reportagen – gab es bei der Thematisierung des Rechtsextremismus einen ausschließlichen Bezug auf Ostdeutschland. Bei der Textgattung Reportage war der Rekurs auf Ostdeutschland oder ostdeutsche Regionen noch stärker: In keinem Beitrag fehlte der Bezug auf Ostdeutschland. Fragt man nach Texten, die sich ausschließlich auf Westdeutschland oder westdeutsche Regionen beziehen, liefert die Studie ebenfalls vielsagende Ergebnisse:

„Keine Reportage widmete sich diesem Thema, Berichte sind nur in der »Welt« zu finden. Anhand der vorliegenden Daten kann man davon sprechen, dass es in den Wochenzeitungen »Zeit« und »Spiegel« im Untersuchungszeitraum keine Berichterstattung über Rechtsextremismus in den alten Bundesländern stattfindet.“ (Ebd. S 47)

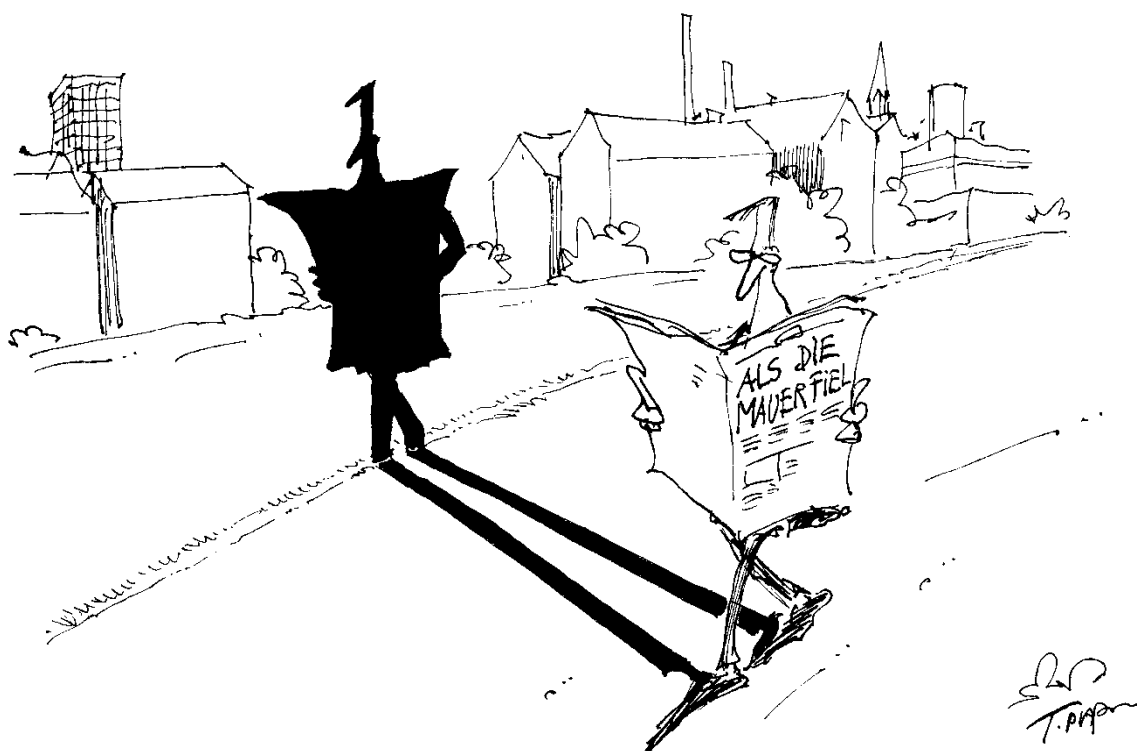


Abbildung 6: Karikatur „5 Jahre Deutsche Einheit“ (1994) von Thomas Plassmann

Der Rechteinhaber für diese Illustration ist Thomas Plassmann,

mail@t-plassmann.de

www.thomasplassmann.de

Weil die Medienlandschaft nach 1990 westzentriert war, gab es zu dieser Zeit auch kaum ein Medien-Forum, in dem die Ostdeutschen ihre besonderen Ost-Erfahrungen im Transformationsprozess oder ihre neu gewonnenen Einsichten zur DDR und zum vereinigten Deutschland diskutieren konnten. Seit Mitte der 1990er Jahre widmete sich die 1990 gegründete Wochenmagazin *Super-Illu* der ostdeutschen Selbstverständigung. Ansonsten dominierten westdeutsche Stereotype den Medien-Diskurs. Zuvor, in der Zeit der Zweistaatlichkeit, hatte das westdeutsche journalistische Personal kaum die Möglichkeit und das Interesse, sich mit der Bevölkerung und der Kultur in der verschlossenen DDR zu beschäftigen. Aber auch jene Medienakteure, bei denen die Darstellung der ostdeutschen Bevölkerung zum inhaltlichen Konzept gehörte, kamen nicht über eingefahrene Wahrnehmungsmuster hinaus. Das illustriert eine Untersuchung der Kommunikationswissenschaftlerin Julia Belke, die 118 einschlägige Beiträge des ARD-Politmagazins *Kontraste* der Jahre 1987-2005 analysierte (Belke 2009). Als die DDR noch bestand, erschien

der Ostdeutsche in den *Kontraste*-Sendungen als der „mutige Bürger“ in Widerstreit mit dem Staat, später dann „im Aufbruch“ stehend – also als „frech, provokativ, mündig und selbstkritisch“. Nach der Vereinigung werden die Ostdeutschen dann für die längste Zeit der Untersuchung als defizitär konstruiert:

„Der Bürger – das Opfer: Damals dem Staat ausgeliefert und heute unzufrieden, unbeweglich, unsicher und fremdenfeindlich.“ (Ebd. 165)

„Dabei gilt als gängig, dass die Ostdeutschen sich nicht mit der Marktwirtschaft anfreunden können, dass die Ostdeutschen nicht mit Geld umgehen können, dass die Ostdeutschen undankbar sind, dass die Ostdeutschen mit der Demokratie nicht klar kommen und auch dass die Ostdeutschen zu sehr heimatverbunden sind und nicht bereit sind, einen Schritt über die ‚Grenzen‘ zu gehen. Der ganze Habitus der ostdeutschen Bevölkerung äußert sich in negativen Merkmalen.“ (Ebd. 171)

Das Bemerkenswerte an der Stereotypenbildung ist nicht, dass sie existiert, sondern welche Funktion sie erfüllt. Die wechselnden Stereotype stützen die Identitätskonstruktion der westdeutschen Mehrheitsgesellschaft. Als die Ostdeutschen noch in der DDR lebten, wurden sie als Rebellen gefeiert – als Rebellen gegen das ‚falsche System‘. Als die Ostdeutschen nach dem Beitritt zur Bundesrepublik im ‚richtigen System‘ lebten, nämlich dem der westdeutschen Mehrheitskultur, aber immer noch ‚rebellierten‘, wurde das als *ihr* Defizit identifiziert: als die ‚typisch ostdeutsche‘ Staatsgläubigkeit und Passivität, als Nostalgie und Ressentiment.

Bei den führenden Printmedien zeigt sich ein breiteres Spektrum an Wahrnehmungsmustern und Zuschreibungen hinsichtlich der Ostdeutschen. Das illustriert eine Studie, die die einschlägigen Diskurse von vier überregionalen Print-Medien – der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der *Süddeutschen Zeitung*, der *tageszeitung* sowie dem Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* – aus den Jahren 1989/90 und 1995 analysierte (Ahbe 2009). In den Untersuchungsschnitten von 1990 bis 1995 stellen die Ostdeutschland-Diskurse der vier Presseakteure nämlich ein recht buntes Ensemble von Figuren vor: Die Ostdeutschen treten als Helden der friedlichen Revolution auf oder als konsumfixierte und autoritätsabhängige Konformisten. Sie erscheinen als SED-Apparatschiks und Stasi-Spitzel oder als nationalistisch aufgeheizter Mob,

der nach Wiedervereinigung schreit oder Ausländer jagt. Daneben figurieren die Ostdeutschen aber auch als Helden des wirtschaftlichen Umbruchs beziehungsweise als dessen sympathische Verlierer. Man zeigt sie als Rebellen, die ungerechte Verhältnisse engagiert und kreativ infrage stellen oder eben als kleinbürgerliche Stehaufmännchen, die sich nach jedem auch noch so tiefen Einschnitt immer wieder nur in gewohnter Weise in ihrer kleinen Welt einzurichten versuchen. Die neuen Mitbürger erscheinen als „durch die Diktatur psychisch deformierte Charaktere“, als nörgelnde Quälgeister, die nicht willens oder fähig sind, Chancen zu ergreifen und Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Und sie treten als unbelehrbare Leugner der DDR-Verbrechen auf, die an den falschen Demonstrationen teilnehmen und die ‚falschen‘ Parteien wählen. Das *alles* kann man lesen, aber nicht *alles* in *jedem* Medium. So unterschiedlich die Stereotype auch sind, von ihrer Funktion her sind sie identisch: Die Ostdeutschen fungieren als Alteritäts-Konstruktionen, die die Identitäten der Diskursproduzenten widerspiegeln und auch reproduzieren. Die Unterschiede in den Ost-Diskursen der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der *Süddeutschen Zeitung*, der *tageszeitung* sowie des *Spiegel* ergeben sich daraus, dass die jeweiligen Medien zu einem gewissen Teil unterschiedliche Milieus der (alten) Bundesrepublik repräsentieren (Vester/von Oertzen/Geiling 2001). Die Medienakteure reflektieren die Wir-Identitäten dieser Gruppen, sie stützen ihren Gruppen-Diskurs, in dem sie entsprechende Alteritäten konstruieren. Aus diesem Grunde erscheinen Ostdeutschland und die Ostdeutschen in allen Medien-Diskursen zwar immer als etwas Fremdes, als Alterität, im Vergleich der Medien untereinander unterscheiden sich jedoch die Alteritäten. Insgesamt erweisen sich die Ost-Diskurse der hier untersuchten Zeitungen als manifeste Strukturen der Nobilitierung und Marginalisierung von Wissen. Sie bestimmen die Art des Denkens und Redens über Ostdeutschland. Sie sind ein „wirklichkeitserzeugendes“ Raster des Verstehens, des Wertens und des Gestaltens.

Es tut sich im vereinigten Deutschland also eine beträchtliche Lücke zwischen den Diskursen der überregionalen Medien und den informellen Diskursen der ostdeutschen Bevölkerung, ihren Erfahrungen, Werten und Sinnvorstellungen auf. Man könnte erwarten, dass das bei den Regionalzeitungen des Ostens anders ist. Doch auch hier besteht diese Diskurs-Lücke, auch hier wird die Gesellschaftswahrnehmung der ostdeutschen Bevölkerung nicht widerspiegelt. Das wies der Medienwissenschaftler Ulli Schönbach (2010) nach. Er verglich die Botschaften der ostdeutschen Lokalpresse mit dem,

was die empirische Sozialforschung über das Werteklima der dort ansässigen Bevölkerung weiß. Mit der „*Lausitzer Rundschau*“, der „*Leipziger Volkszeitung*“, der „*Mitteldeutschen Zeitung*“ und der „*Thüringer Allgemeinen*“ wählte er vier ostdeutsche Tageszeitungen mit unterschiedlichen Eigentümern, landespolitischen Hintergründen und differierenden Wirtschaftssituationen aus und unterzog knapp 1000 Texte aus den Jahren 1990 bis 2000 einer Inhaltsanalyse. Die Ergebnisse bestätigen die oben beschriebenen Konstellationen. So wurde zum Beispiel die Tatsache, dass die Ostdeutschen der bundesdeutschen Demokratieausübung kritischer gegenüberstehen als die Westdeutschen, in den Kommentaren und Leitartikeln zwar gespiegelt, jedoch immer distanziert; die Zeitungen schlossen sich der ostdeutschen Sichtweise nie an. Darüber hinaus wurden die besonderen wirtschaftspolitischen Orientierungen der Ostbevölkerung überhaupt nicht reflektiert. Schönbach stellt fest: „Keiner der untersuchten Kommentare nimmt in positiver Weise auf das Leben in der DDR Bezug. Die Vergangenheit steht durchweg in negativem Kontrast zur Gegenwart. Die ‚Wende‘ wird überwiegend als Voraussetzung für die deutsche Einheit dargestellt und wird ebenfalls nicht als Bezugspunkt für ein eigenes ostdeutsches Selbstverständnis wahrgenommen.“ (Ebd. 55) Der Autor folgert zusammenfassend: „Auf keinem der untersuchten Felder finden sich daher Argumentationsmuster, die den Ankerpunkten ‚ostdeutscher Identität‘ gleichen.“ (Ebd.) Das ist so, als würden Regionalzeitungen Altbayerns, Schwabens oder des Eichsfelds das katholische Brauchtum und den katholischen Glauben negativ reflektieren.

Auch die Art, wie das vereinigte Deutschland geschichtspolitisch mit der DDR umgeht, hindert die Ostdeutschen an der Identifikation mit der Bundesrepublik. Mit den Topoi von den „zwei deutschen Diktaturen“ oder von den „beiden totalitären Systemen“ wird die DDR mit dem „Dritten Reich“ gleichgesetzt und die ehemaligen DDR-Bürger in Verbrechenskontexte hinein imaginiert, die den nationalsozialistischen ähneln. Während inzwischen die zeitgeschichtliche Erforschung der DDR in ihrer Summe ein differenziertes Bild ihres Gegenstandes zeichnet, wächst in den Medien die Quote bei der Thematisierung von Verbrechen und Mängeln der DDR (Abbildung 7).

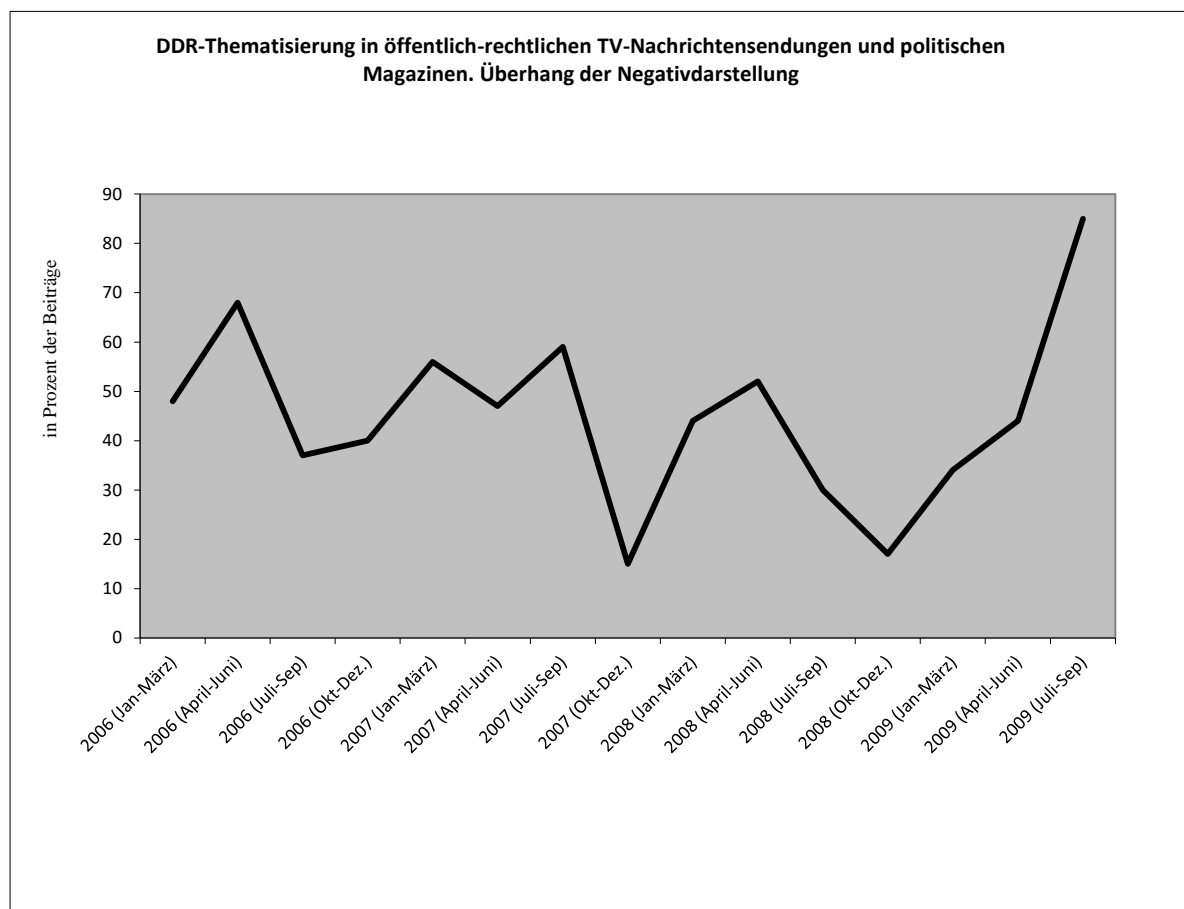


Abbildung 7

Der „Überhang der Negativdarstellung“ bildet ab, wie stark die Darstellung ins Negativspektrum verschoben ist. Liegt der Überhang der Negativdarstellung bei 0 Prozent, so zeigt das eine neutrale Berichterstattung eines Gegenstandes an: Auf einen negativen Bericht kommt ein positiver. Liegt der Überhang der Negativdarstellung bei 10 Prozent, so zeigt das an, dass auf 10 positive Berichte elf negative Darstellungen kommen. Bei einem Überhang der Negativdarstellung von 50 Prozent kommen auf einen positiven Bericht zwei negative. Beträgt der Überhang der Negativdarstellung 100 Prozent, so sind alle Berichte negativ.

Die in Abbildung 7 quantifiziert dargestellte Diskurssituation scheint eine der Ursachen dafür zu sein, dass viele Ostdeutsche meinen, nur „Deutsche zweiter Klasse“ zu sein. Dieses Gefühl der Zweitklassigkeit lässt sich auch statistisch abbilden (Abbildung 8).

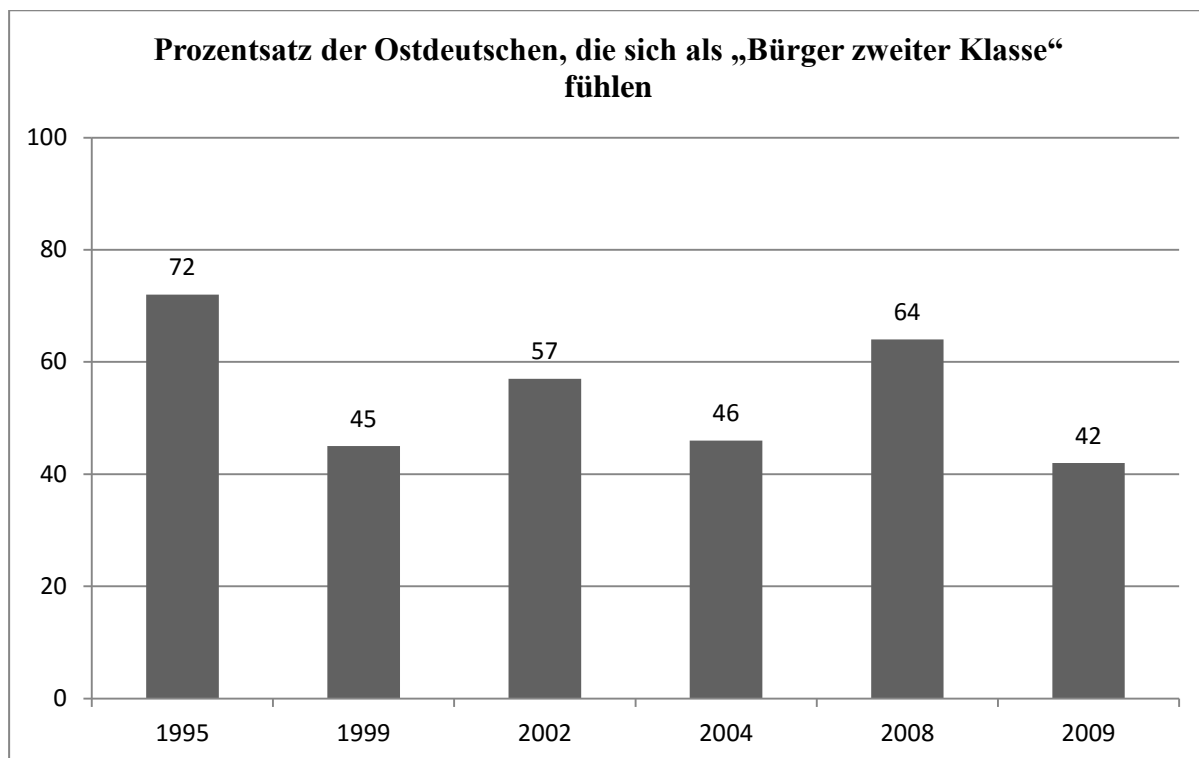


Abbildung 8

Das Gefühl, „Deutscher zweiter Klasse“ zu sein, kann sich aus vielen Quellen speisen. Dieser Eindruck kann soziale und wirtschaftliche Ausgrenzung reflektieren, das Scheitern in der Bundesrepublik, eine verklärende Sicht auf die DDR und die Ausblendung der Zugewinne, die der Beitritt zur BRD für den größten Teil der Ostdeutschen mit sich brachte. Dass das Gefühl, als Ostdeutscher nur Deutscher zweiter Klasse zu sein, weniger mit der materiellen Situation der Befragten zusammenhängt, sondern auf eine symbolische Schlechterstellung zurückgeht, illustriert Abbildung 9.

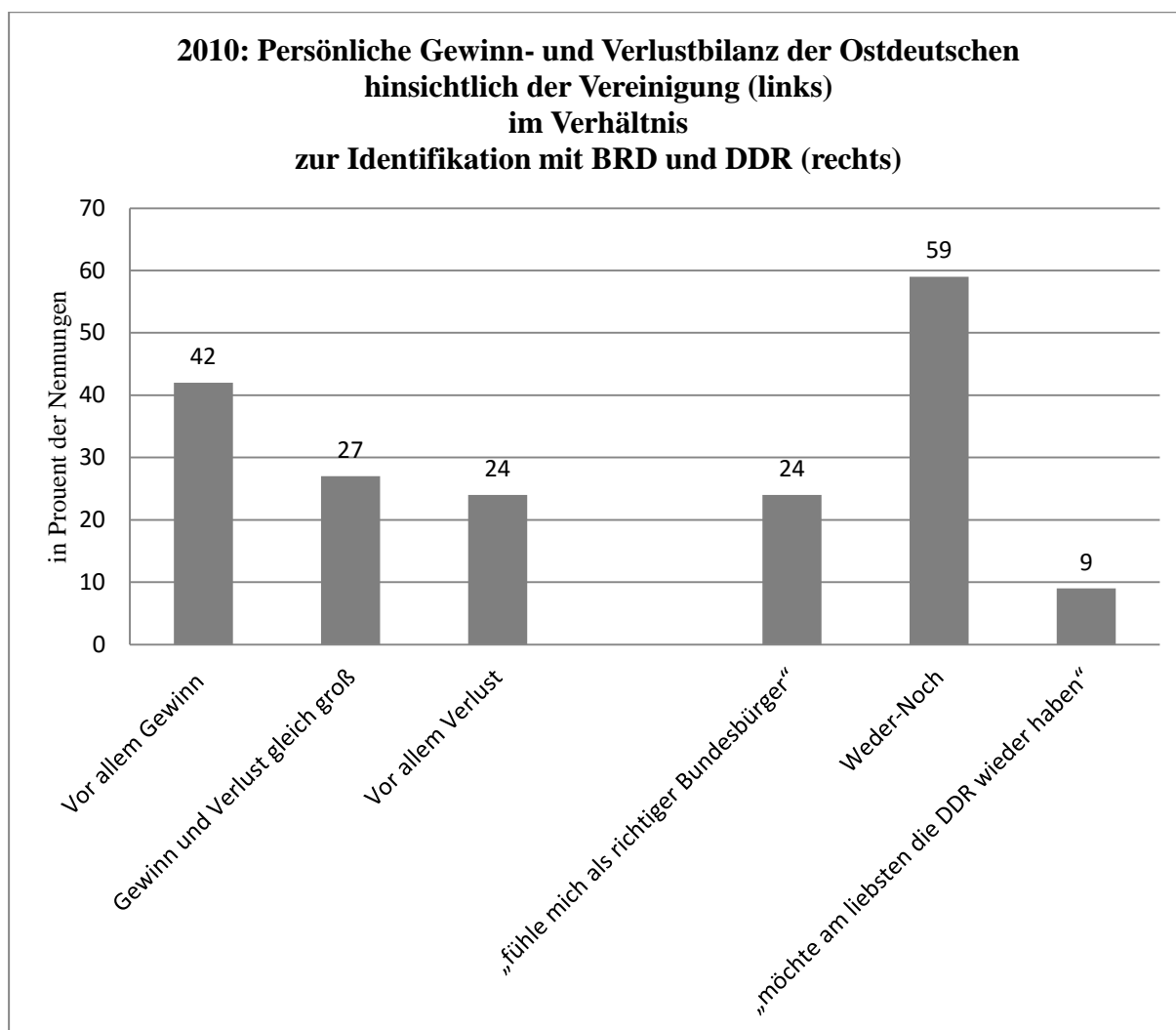


Abbildung 9

Die Grafik stellt die Gewinn- und Verlust-Bilanz der Ostdeutschen hinsichtlich der deutschen Vereinigung (linker Teil der Grafik) im Verhältnis zu den Identifikationen der Ostdeutschen (rechter Teil der Grafik) dar. Man kann sehen, dass die meisten Ostdeutschen für sich eine positive Bilanz der Vereinigung ziehen: Für 42 Prozent von ihnen ist die Vereinigung „vor allem ein Gewinn“. Für die nächst größere Gruppe, für 27 Prozent der Ostdeutschen, halten sich die Gewinne und Verluste die Waage. Nur jeder vierte Ostdeutsche sieht die Vereinigung für sich persönlich vor allem als Verlust. Interessant ist, dass die Quote der Ostdeutschen, die die Vereinigung als Gewinn verbuchen, sich nicht in eine entsprechend hohe Rate der Identifikation mit der Bundesrepublik ‚übersetzt‘. Es ist nur ein Viertel der Ostdeutschen, die 20 Jahre nach der deutschen Vereinigung von sich sagen, dass sie sich

„als richtiger Bundesbürger“ fühlen. Der größte Teil der Ostdeutschen hingegen beschreibt seine Identifikation als „weder noch“: Man will nicht mehr die DDR wiederhaben, aber fühlt sich auch nicht als „richtiger Bundesbürger“. Nur eine Minderheit der Ostdeutschen, nämlich 9 Prozent, sagt von sich, dass sie am liebsten die DDR wieder haben wollten. Das ist nicht einmal die Hälfte derer, die die Vereinigung für sich vor allem als Verlust ansehen.

Die Grafik 9 illustriert, dass die fehlende Identifikation der Ostdeutschen als „richtige Bundesbürger“, ihr Selbstverständnis als Ostdeutsche weder mit DDR-Nostalgie noch mit Vereinigungs-Verlusten zu erklären ist, sondern mit der symbolischen Schlechterstellung der Ostdeutschen in der Diskurslandschaft der Bundesrepublik.

Die Reproduktion ostdeutscher Identitäten in verschiedenen Erzählgemeinschaften

Die Reaktionen auf die oben beschriebene materielle und symbolische Schlechterstellung der Ostdeutschen lassen sich nicht nur an Umfrageergebnissen, sondern auch anhand komplexerer Analysen, beispielsweise zu den verschiedenen Varianten der *Ostalgie*, beschreiben. Die damit in Zusammenhang stehenden Phänomene sind bereits umfassend beschrieben worden (Ahbe 2005, 2001, 1999; Neller 2006) und sollen deshalb an dieser Stelle lediglich zusammenfassend systematisiert werden. Ostalgie manifestiert sich auf vier Ebenen. *Erstens* zeigt sie sich als unkritische DDR-Nostalgie. *Zweitens* ist sie ein ostdeutscher Laien-Diskurs zur Kompensation der oben beschriebenen Diskurs-Lücke und zur Selbstvergewisserung im vereinigten Deutschland. *Drittens* wird bisweilen auch der professionelle, aber marginalisierte Gegen-Diskurs, der eine *andere* Art der Aufarbeitung der DDR und ostdeutscher Erfahrung anstrebt, als Ostalgie bezeichnet. *Viertens* schließlich hat sich Ostalgie als ein Geschäftsfeld der „Ampelmännchen-Industrie“ etabliert. Hier verdient man schon seit über einem Jahrzehnt daran, mit Büchern, Tonträgern, Spielen, Kult- und Designprodukten auf die DDR, Ostdeutschland und ostdeutsche Identitäten zu rekurrieren.

Der Historiker Martin Sabrow meinte, dass sich unter den Ostdeutschen „drei Erinnerungslandschaften“ herausgebildet haben, die durch unterschiedliche Erzählmuster reproduziert würden (2009: 18f.). Er unterscheidet ein *staatlich privilegiertes Diktaturgedächtnis*, ein *Arrangementgedächtnis* und ein sogenanntes *Fortschrittsgedächtnis*.

Das staatlich privilegierte und im öffentlichen Gedenken vorherrschende Diktaturgedächtnis fokussiert vor allem auf den Macht- und Repressionsapparat und den Täter-Opfer-Gegensatz. Dieser Erinnerungsmodus weist dem fundamentalen Unterschied zwischen politischer Freiheit und Unterwerfung eine entschieden höhere Bedeutung für die Würde des Menschen zu als sozialen und wirtschaftlichen Gratifikationen. Auf eine Formel gebracht gilt hier: Zum Verständnis, für die Bewertung und Einordnung der DDR ist die Stasi das Entscheidende, nicht die „soziale Sicherheit“.

Das Arrangementgedächtnis herrscht in der „gesellschaftlichen Tiefe“ vor. In dieser Erinnerung geht es gerade um die Verbindung zwischen Machtsphäre und lebensweltlicher Normalität. Es thematisiert die Konflikte, Lösungen und Erfolge unter den meist als fremdbestimmt erlebten Verhältnissen. Das Arrangementgedächtnis erzählt somit vom „richtigen Leben im falschen“ und von der Selbstbehauptung unter politisch und materiell schwierigen Bedingungen. Es oszilliert „zwischen ironischer Anrufung und ostalgischer Verehrung der ostdeutschen Lebensvergangenheit.“ Ich würde diese Gedächtnisform der plakativen Formel zuordnen: „Wir lassen uns unsere Biographien nicht nehmen – es war nicht alles schlecht!“ Das von Sabrow beschriebene Arrangementgedächtnis entspricht dem, was oben als erste und zweite Dimension von Ostalgie bezeichnet wurde, nämlich zum einen der unkritischen DDR-Nostalgie und zum anderen dem ostdeutschen Laien-Diskurs, welcher der Selbstvergewisserung im vereinigten Deutschland dient.

Das Fortschrittsgedächtnis versucht am sozialistischen oder postkapitalistischen Projekt festzuhalten. Diese Gedächtnisform findet sich *noch stärker im Schatten der öffentlichen Wahrnehmung* als das Arrangementgedächtnis. Das Fortschrittsgedächtnis wird von früheren DDR-Eliten und jüngeren, links stehenden Aktivisten wach gehalten. Neben einer glättenden und rechtfertigenden DDR-Aufarbeitung steht hier die Frage nach der moralischen und politischen Gleichrangigkeit der beiden deutschen Staaten im Zentrum. Einschneidende aktuelle Probleme wie die Weltfinanzkrise oder die Folgen deutscher Militäreinsätze werden im Kontext dieses Denkens dann immer wieder mit der Frage nach der Legitimität der DDR verknüpft. Dieser Gedächtnisform

würde ich – mit Rückgriff auf eine DDR-Formel der Bauernkriegsaneignung mit: „unsre Enkel fechtens besser aus...“ zusammenfassen. Sie entspricht der dritten Ebene von Ostalgie, nämlich dem meist professionellen, aber stets marginalisierten Gegen-Diskurs, der eine *andere* Art der Aufarbeitung der DDR und ostdeutscher Erfahrung anstrebt.

Alle drei Gedächtnisformen behandeln den gleichen Gegenstand: Die Verhältnisse und das Leben in der DDR sowie die Stellung der DDR in der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts. Dennoch sind sie voneinander abgegrenzt und ihre Topoi schließen einander aus.

So plausibel die Systematisierung der Gedächtnisgemeinschaften auch erscheinen mag, so wenig kann sie aber über die Größe dieser Erzählgemeinschaften aussagen. Es erscheint nachvollziehbar, dass vor allem jene Ostdeutschen, die Opfer des Unrechts in der DDR geworden waren oder sich in anderer Weise repressiert fühlten, ihre Identität mit Bezug auf die Erzählgemeinschaft des „staatlich privilegierten Diktaturgedächtnisses“ stabilisieren. Hier werden ihre Leiden beglaubigt, die Verantwortlichen benannt und diskursiv abgeurteilt. Wer dieser Erzählgemeinschaft angehört, kann sich mit jenen, die den Kampf gegen die DDR-Diktatur riskierten, identifizieren und sich – um auf eine Formel der DDR-Geschichtspolitik zurückzugreifen – zu den „Siegern der Geschichte“ rechnen. Um die quantitative Ausdehnung dieser Erzählgemeinschaft zu erfassen, ist die Frage sinnvoll, wie viele Ostdeutsche sich selbst oder Verwandte und Freunde als direkt betroffen von der Repression in der DDR betrachten. Hierzu ist im Freistaat Thüringen eine repräsentative Studie erstellt worden. (Abbildung 10).

Erlebnis oder Wahrnehmung von Ungerechtigkeiten in der DDR im Rückblick von 2007 (in Prozent der Nennungen)

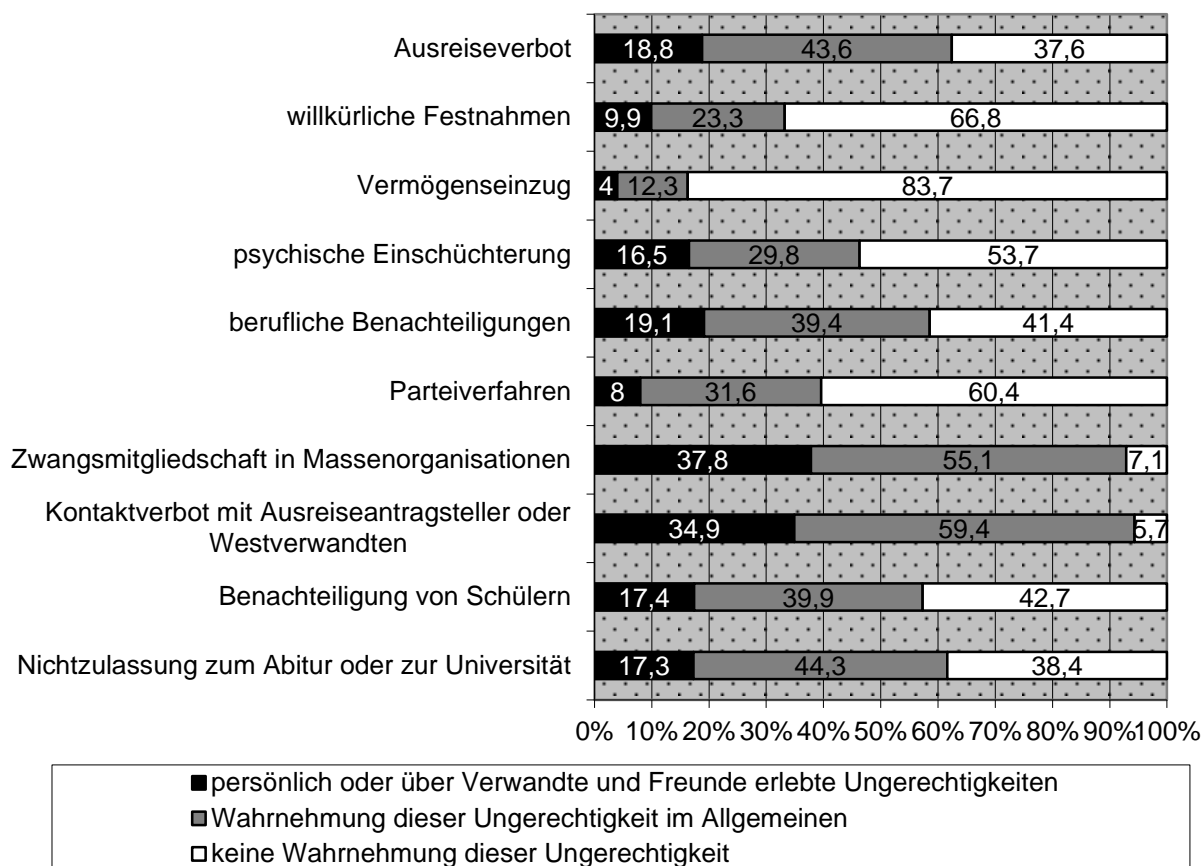


Abbildung 10

Die Abbildung 10 quantifiziert, wie sich Ostdeutsche heute an ihre Wahrnehmung von Ungerechtigkeiten in der DDR erinnern. Gefragt wird nach verschiedenen Formen des Unrechts, die je mit einem Balken dargestellt werden. Der schwarze Teil jedes Balkens bildet die Quote der Befragten ab, die angeben, die jeweilige Form der Ungerechtigkeit persönlich oder vermittelt über Freunde und Verwandte erfahren zu haben. Der graue Teil des Balkens bildet ab, wie viel Prozent der Befragten angeben, dass ihnen die nämlichen Ungerechtigkeiten allgemein bekannt gewesen seien. Der weiße Teil des Balkens bildet ab, wie viel Prozent der Befragten meinten, weder von der nämlichen Art der Ungerechtigkeit betroffen gewesen zu sein, noch diese wahrgenommen zu haben. Allerdings ist bei dieser Befragung davon auszugehen, dass nur die schwarz markierte Quote, welche auf die konkrete persönliche Betroffenheit abzielt, verlässliche Auskunft über die Situation in der DDR zu geben vermag,

während die grauen und weißen Abschnitte Statements symbolisieren könnten, die schon von autobiographischer Arbeit verzerrt sind. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass die Ergebnisse der zeitgeschichtlichen DDR-Aufarbeitung oder der medialen Konstruktion der DDR in das Repertoire ‚eigener Erinnerungen‘ aufgenommen werden oder im Gegenteil dazu ‚vergessen‘ wird, also zur biographischen Schutzbehauptung des Nicht-Wahrgenommen-Habens führt (Welzer 2001; Welzer/Lenz 2008; Assmann 2001, 2006: 119-182).

Insgesamt zeigt Abbildung 10, dass sich je nach den verschiedenen Formen der Repression etwa ein gutes Drittel bis ein knappes Viertel der Ostdeutschen, bisweilen auch noch weniger, vom DDR-Unrecht persönlich oder über Verwandte und Freunde direkt betroffen sahen. Diese Quote der Ostdeutschen wird sich wahrscheinlich auf die Erzählgemeinschaft des „staatlich privilegierten Diktaturgedächtnisses“ beziehen. Die Grafik zeigt auch, dass sich der größte Teil der Ostdeutschen zu denen rechnet, die viele Formen des Unrechts entweder nur im Allgemeinen oder gar nicht wahrgenommen haben wollen. Sie dürften sich auf das in der „gesellschaftlichen Tiefe“ dominierende „Arrangementgedächtnis“ beziehen, was eben diese Ambivalenzen abzubilden versucht. Diese Einschätzung stützt noch eine andere Statistik der gleichen Studie. Sie befragt die Ostdeutschen, wie sie mit ihrem Verhalten in der DDR zufrieden seien. Zwei Drittel meinen von sich, dass sie das Leben in der DDR auf eine anständige Art gemeistert haben, 67 Prozent sind mit ihrem Verhalten „sehr zufrieden“ bis „zufrieden.“ (Abbildung 11)

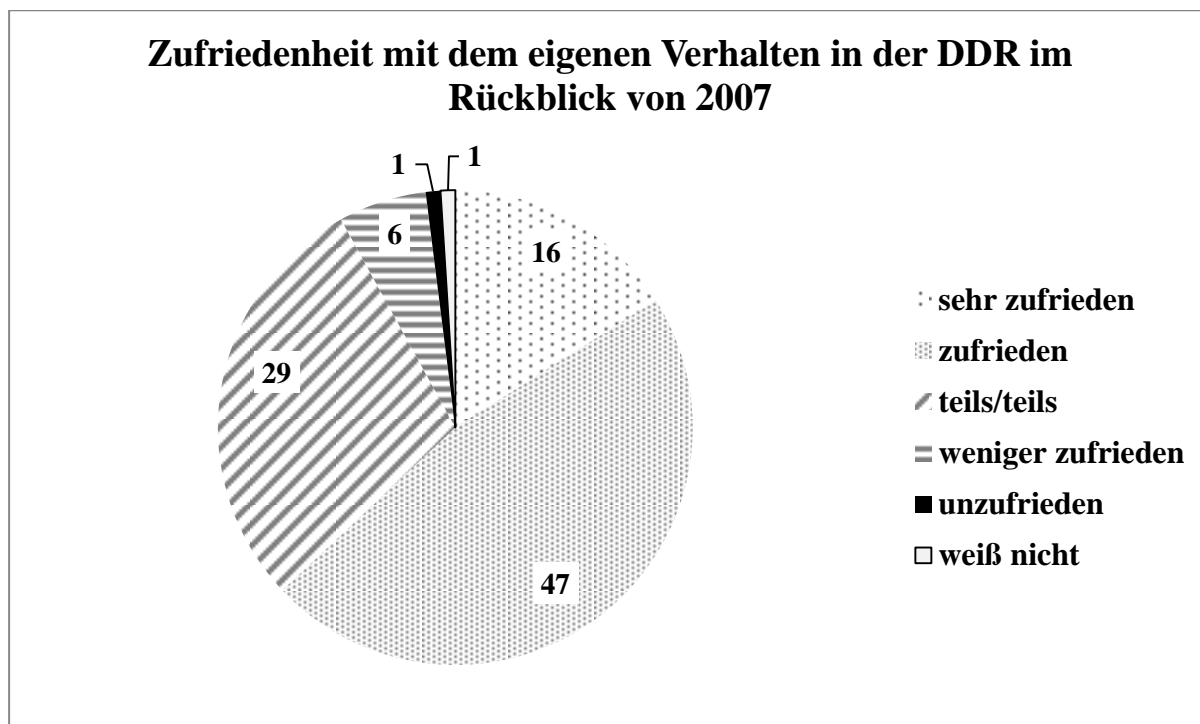


Abbildung 11

Die ostdeutsche Erinnerung als Eisberg – Ostdeutsche Identitäts-Diskurse und ihre Wahrnehmung

Die Spannung zwischen den Narrativen des „staatlich privilegierten Diktaturgedächtnisses“ einerseits und andererseits den Statistiken zum Unrechts-Erlebnis oder zur Zufriedenheit mit dem eigenen Verhalten in der DDR legt es nahe, sich die ostdeutsche Erinnerung wie einen Eisberg vorzustellen. Mit dem Bild vom Eisberg soll nicht an Lévi-Strauss’ Metapher von „kalten“ und „heißen Gesellschaften“ angeknüpft werden, oder an ihre Fortführung durch Jan Assmann, der sie zu seinen Betrachtungen von „»heißen« und »kalten« Erinnerungen“ ausbaute (1997: 66ff.). Im Assmannschen Sinne ist die ostdeutsche Erinnerung natürlich eine heiße. Die Eisberg-Metapher soll die Sichtbarkeit-Unsichtbarkeits-Relation in den ostdeutschen Erinnerungsdiskursen abbilden. Gut sichtbar, über der Wasseroberfläche, bieten sich dem Blick des Betrachters die Narrative des staatlich privilegierten Diktaturgedächtnisses. Der größte Teil der ostdeutschen Erinnerung aber befindet sich im Dunkel, unter der Wasseroberfläche. Er wird nicht wahrgenommen, weil seine Narrative ambivalent

sind und weil sie die Narrative des Diktaturgedächtnisses nicht nur ergänzen und differenzieren, sondern auch dementieren. Die Erinnerung des Arrangementgedächtnisses greift die Identitätserzählung der Bundesrepublik eher an, als das sie diese stützt und ist deswegen geschichtspolitisch nicht verwertbar.

Während das Arrangementgedächtnis in einem Laien-Diskurs existiert, manifestiert sich das staatlich privilegierte Diktaturgedächtnis in einem professionellen Diskurs. Wie bereits ausgeführt, unterscheiden sich die Narrative beider Gedächtnisformen nicht nur im Grad ihrer Professionalität, sondern auch stark in ihrer inhaltlichen Ausrichtung. Der Laien-Diskurs des Arrangementgedächtnisses bedient das bei einer großen Gruppe von Ostdeutschen bestehende Bedürfnis nach Selbstvergewisserung oder Selbstrechtfertigung. Das staatlich privilegierte Diktaturgedächtnis wird zumeist von professionellen Diskursen gespeist. Sie werden von Institutionen der Geschichtspolitik und der politischen Bildung erzeugt und folgen inhaltlich dem Auftrag und dem Eigeninteresse dieser Institutionen. Bei der 1998 gegründete *Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur* schlägt sich die Ausrichtung der politischen Bildungsarbeit direkt im Namen der Institution nieder. Die 1991 gebildete Behörde des *Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU)* hingegen dehnte allmählich ihren Aufgabenbereich auf das Feld der Geschichtspolitik und politischen Bildung aus. In der Bildungsarbeit und den Deutungsmustern der BStU spielt die Beschäftigung mit der Stasi naturgemäß eine zentrale Rolle. Auch im Bereich der DDR-Aufarbeitung gilt: Institutionen streben nach Dauer, nicht danach, ihren Zweck zu erübrigen. Die DDR-Aufarbeitungs-Institutionen müssen, je länger die DDR verschwunden ist und die Aufarbeitung der SED-Diktatur währt, ihre Existenzberechtigung immer wieder neu nachweisen. Das geschieht, indem in immer neuen Facetten die bereits bekannten Befunde über die Staatsverbrechen oder die Repression der DDR illustriert werden oder indem man nun auch solche Themen beleuchtet, die nur noch in sehr vermittelter Weise mit dem Diktaturcharakter der DDR in Zusammenhang stehen. So lud beispielsweise die *Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur* gemeinsam mit dem *Landesbeauftragten des Landes Berlin für die Stasi-Unterlagen* für den 15. Oktober 2012 zu einem Vortrag und einer Podiumsdiskussion zu einem West-Berliner Fußballklub ein: „Hertha BSC im Kalten Krieg“.

Die Historikerin Carola S. Rudnick (2011) rekonstruierte den Zusammenhang zwischen geschichtspolitischen Narrativen und Institutioneninteresse.

Eines ihrer Beispiele ist die sich seit zwei Dekaden steigernde Wechselwirkung zwischen dem Mythos von der spontanen Besetzung der Leipziger Stasi-Zentrale durch das *Bürgerkomitee Leipzig e. V.* einerseits und andererseits der Etablierung des *Bürgerkomitee Leipzig e. V.* als mietfrei gestellter Nutzer eines Gebäudeteiles der Leipziger Stasi-Zentrale, später als Betreiber des „Museums in der »Runden Ecke«“ in eben jenem Gebäudeteil, und schließlich als Nutznießer institutioneller Förderung und Funktionsträger in wichtigen geschichtspolitischen Gremien. In seinen Ausführungen zur „Denkmaleigenschaft der »Runden Ecke« als Zeitdokument zur 40-jährigen SED-Diktatur in der DDR“ beschrieb das *Bürgerkomitee Leipzig e. V.* die „Runde Ecke“ als „waffenstarreres Gebäude, an dem vierzig Jahre lang beim Vorbeigehen jedes Gespräch verstummte.“ (Ebd. 391) Der Mythos von der Besetzung *dieses* Gebäudes fungierte als Argument für die Einrichtung einer Gedenkstätte dortselbst und die Finanzierung der politischen Bildungsarbeit. Und diese wiederum, und vor allem das beständige wachsende geschichtspolitische Gewicht des *Bürgerkomitee Leipzig e. V.* protegierte „das Geschichtsnarrativ einer kontinuierlichen totalitären kommunistischen Diktatur, die 1945 ihren Anfang nahm und in einer Friedlichen Revolution jäh gestürzt wurde“. (427) Rudnik fasst am Ende ihrer Studie zusammen:

„Dieses Geschichts- und Selbstverständnis des *Bürgerkomitee Leipzig e. V.* verfestigte sich in den Folgejahren, sodass das *Bürgerkomitee Leipzig e. V.* zunehmend eine undifferenzierte Bewertung der DDR vornahm und zum Ende des Jahrzehnts (der 1990er Jahre – d. A.) immer stärker dazu neigte, die stalinistische und poststalinistische Ära als ein Kontinuum zu betrachten. Das *Bürgerkomitee Leipzig e. V.*, das den Blick hauptsächlich auf die DDR-Staatsicherheit richtete, trat verstärkt ab 1999 solchen Geschichtsdarstellungen scharf entgegen, die die DDR nach ihrer Staatsgründung bis 1989 eher als einen Staatssozialismus sowjetischen Typs kennzeichnete und totalitäre Strukturen maßgeblich nur der stalinistischen Zeit und weniger der poststalinistischen Spätphase der DDR zugestanden.“ (449f.)

Ein weiterer Bestandteil des professionell verfassten Diktaturgedächtnisses sind die biographisch geprägten Arbeiten von Intellektuellen und Künstlern aus der DDR. In der DDR hatte es einen Kampf gegeben zwischen der Macht-Elite und der künstlerisch und intellektuell orientierten Sub-Elite, welche ihrerseits ihre Deutungsansprüche durchsetzen wollte und deswegen immer

wieder unterdrückt, aus dem Lande gedrängt oder verfolgt wurde. Ihre Repressions- oder Marginalisierungserlebnisse haben die Künstler und Intellektuellen in den letzten beiden Dekaden aufgearbeitet. Was sie dabei vorlegten, wurde durch Literatur-, Film- und Kunstkritik meist sehr wohlwollend angenommen und damit verstärkt.

Besondere ostdeutsche Beiträge zum Diktaturgedächtnis lieferten aber nicht nur die in der DDR repressierten Intellektuellen und Künstler, sondern seit einigen Jahren auch die Kinder der einstigen Systemträger der DDR. Die Auseinandersetzung mit den Eltern, den großen Visionen und vertrackten Realitäten ihres Lebens ist kein neues Sujet. Wie häufig nach Systemwechseln ist die kritische Reflexion oder die Abrechnung mit dem Milieu und der Ideologie der Eltern der Integration in die neuen Elite-Diskurse förderlich. So verhielt es sich meist auch mit der familienbiographischen Aufarbeitungsliteratur, die die einstige Kultur-Elite der DDR kritisch reflektierte (Brasch 2012; Havemann 2007; Honigmann 2001, 2000; Kahane 2004; Noll 2009; Ruge 2011). Die vorgenannten Beiträge sind mehr oder weniger zum Diktaturgedächtnis zu rechnen. Sie unterscheiden sich zwar in der öffentlichen Beachtung, gleichen sich jedoch in der Beschreibung des damals privilegierten Milieus der systemstützenden hauptstädtischen Intelligenz. Privilegiert war demzufolge auch der Einblick, den die Figuren in die Konflikte und Aporien der antifaschistischen Gründergeneration und auch in das Ausmaß der Missstände und Verbrechen in der DDR hatten. Die Arbeiten von Honigmann und Kahane illustrieren zudem, wie die Kinder die Kompromittierung der antifaschistischen Ideale ihrer jüdisch-kommunistischen Eltern mit der Ausbildung einer jüdischen Identität kompensierten. Insgesamt mischen sich also im ostdeutschen Diktaturgedächtnis die professionell verstärkten Schicksale der DDR-Opfer mit den Werken der in der DDR repressierten Künstler wie auch den Beiträgen mancher im *Ancien Régime* einst privilegierten Nachkommen aus den DDR-Führungsgruppen.

Der größere Teil der ostdeutschen Erinnerung liegt wie bei einem Eisberg unter der Wasseroberfläche, also unterhalb der Wahrnehmungsschwelle. Er entspricht, wenn man die Systematik von Martin Sabrow anwendet, dem Arrangement- und dem Fortschrittsgedächtnis, oder, anders systematisiert, der ersten bis dritten Dimension von Ostalgie. Die Narrative des Arrangementgedächtnisses repräsentieren die Vorstellungen der ostdeutschen Bevölkerungsmehrheit. Sie werden durch die geschichtspolitischen Institutionen und die Medien nicht verstärkt, weil sie die Identitäts-Erzählung der Bundesrepublik

infrage stellen und weil sie medial schlechter zu verwerten sind als die Narrative des Diktaturgedächtnisses. Um es auf den Punkt zu bringen: Die Erzählung, wie ‚wir‘ unter DDR-Verhältnissen, die wir uns nicht ausgesucht und die wir auch so nicht gewollt hatten, letztlich doch mit Verantwortung, anständig und bisweilen glücklich gelebt hatten, ohne zum Täter und zum Opfer zu werden – ist wahrlich kein Medienstoff, der Aufmerksamkeit und Geldgeber verspricht. Bei den Stoffen, die den Narrativen des Diktaturgedächtnisses entsprechen – Verfolgung, Angst und Leid, Unterdrückung, Bosheit und Verrat – ist das anders.

Aber auch aus anderen Gründen haben das Diktatur- und das Arrangementgedächtnis ungleiche Chancen auf Öffentlichkeit. Das soll ein historischer Vergleich zweier postdiktatorischer demokratischer Gesellschaften illustrieren, also ein Vergleich der ersten beiden Dekaden der Bundesrepublik mit den ersten beiden Dekaden des vereinigten Deutschlands. Sieht man einmal von der Qualität und der Quantität der im „Dritten Reich“ und in der DDR verübten Verbrechen ab, so gleichen sich beide Diktaturen darin, dass sich der größte Teil der Bevölkerung arrangiert beziehungsweise identifiziert hatte. In der frühen Bundesrepublik war dementsprechend auch die Chance einzelner Intellektueller, mit der Aufarbeitung der Diktatur in der Öffentlichkeit ein positives Echo zu finden, recht gering. Es war jene Öffentlichkeit, die zwischen mehrheitlich einst im Nationalsozialismus verstrickten Journalisten, Medienpolitikern und Verlegern einerseits und andererseits ihres einst mehrheitlich im Nationalsozialismus verstrickten Publikums bestand. Viel größer als die Aussicht, hier mit der Aufarbeitung von Verbrechen durchzudringen, war jene, ausgegrenzt zu werden. Ein Beispiel hierfür ist das Schicksal Alexander Mitscherlichs, der 1947-49 in mehreren Publikationen die Verbrechen der deutschen Ärzteschaft diskutieren wollte (Freimüller: 2001).

Nach dem Sturz der DDR-Diktatur und dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik war die Situation ganz anders. Denn die Ostdeutschen traten einer institutionell, kulturell und ideologisch eingespielten Gesellschaft bei, deren Bevölkerung sich zur beitretenden Gruppe wie 4:1 verhielt. Die intellektuellen Führungsgruppen der zurückliegenden ostdeutschen Diktatur konnten schon aufgrund dieses Mengenverhältnisses problemlos ausgetauscht werden, – vor allem gegen Funktionsträger aus einer anderen Gesellschaft mit anderem biographischen Hintergrund, zum Teil auch gegen Ostdeutsche, die sich in ihren politischen und lebensweltlichen Identifikationen längst von den meisten DDR-Milieus entfernt hatten. Im Unterschied zur postdiktatorischen Gesellschaft

der frühen Bundesrepublik gab es also in der postdiktatorischen Gesellschaft des vereinigten Deutschlands an den entscheidenden Stellen – also in den Medien, in der Wissenschaft und der politischen Bildung – niemanden, der die Aufarbeitung der Diktatur bremsen oder verhindern wollte und konnte.

Ähnlich sind im vereinigten Deutschland die Verhältnisse auf der Publikumsseite. Die westdeutsche Bevölkerung ist ein Publikum, das von der Diktatur-Aufarbeitung biographisch nicht betroffen ist und diese aus einer Zuschauerperspektive erlebt. Diese Publikumsgruppe ist um ein Vielfaches größer, als jene ostdeutsche Bevölkerungsmehrheit, die der bislang praktizierten Art der Aufarbeitung ambivalent gegenübersteht. Im Unterschied zur Aufarbeitung nach 1945 funktioniert also die Aufarbeitung der DDR-Diktatur deswegen so gut, weil es sich nach 1990 um *Das Leben der Anderen* handelt, das die Politik, die Justiz, die Medien und ihr Publikum des vereinigten Deutschlands aufarbeiteten.

Datenquellen zu den Abbildungen

Abbildung 1:

Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hrsg.): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 1984-1992 (Bd. 9)*. München / Allensbach: K.G. Saur / Verlag für Demoskopie, 1993, S. 486;

Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hrsg.): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 1993-1997 (Bd. 10)*. München: K.G. Saur, 1997, S. 560;

Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hrsg.): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 1998-2002 (Bd. 11)*. Allensbach, Bodensee: Verl. für Demoskopie, 2002, S. 525;

Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hg.): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 2003-2009 (Bd. 12)*. Berlin, New York: De Gruyter, 2009, S. 67.

Abbildung 2:

Köcher, Renate: Schwere Zeiten für die Kirchen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.06. 2010, S. 5.

Abbildung 3:

Grünheid, Evelyn: Überblick über die demographische Entwicklung in West- und Ostdeutschland von 1990-2004. In: Insa Cassens, Marc Luy, Rembrandt Scholz (Hg.): *Die Bevölkerung in Ost- und Westdeutschland. Demographische und gesellschaftliche Entwicklungen seit der Wende*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009, S. 12-47, hier S. 24f.

Abbildung 4:

Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V.: *Sozialreport 2010. Daten und Fakten zur sozialen Lage 20 Jahre nach der Vereinigung - 1990 bis 2010*. Berlin: Trafo-Verlag 2010, S. 95.

Abbildung 5:

Ebd. S. 77

Abbildung 6:

Thomas Plassmann 1994

Abbildung 7:

http://www.mediatenor.de/newsletters.php?id_news=668 (letzter Zugriff: 25.11.2009).

Abbildung 8:

Noelle-Neumann, Elisabeth; Köcher, Renate (Hg.) (2009): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. 2003-2009 (Bd. 12)*. Berlin, New York: De Gruyter, S. 53.

Daten 1995: Stolz aufs eigene Leben. SPIEGEL-Umfrage - Viele Ostdeutsche trauern der alten Zeit nach. In: DER SPIEGEL v. 03.07.1995 (Heft 27), S. 40-52.

Daten 2008: Institut für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld (2008): *Deutsche Zustände im 20. Jahr nach dem Fall der Mauer. Presseinformation zur Präsentation der Langzeituntersuchung Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit vom 04.12.2008*, S. 17.

Abbildung 9:

Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V.: *Sozialreport 2010. Daten und Fakten zur sozialen Lage 20 Jahre nach der Vereinigung - 1990 bis 2010 - Positionen der Bürgerinnen und Bürger*. www.sfz-ev.de (Letzter Zugriff 05.09.2010), S. 22ff., S. 28.

Abbildung 10

Jenaer Zentrum für empirische Sozial- & Kulturforschung (2008): *Zur sozialen Lage der Opfer des SED-Regimes in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit*. Erfurt: Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit. Erfurt, S. 50.

Abbildung 11

Ebd., S. 52.

Bibliographie

Ahbe, Thomas (2009): Die Ost-Diskurse als Strukturen der Nobilitierung und Marginalisierung von Wissen. Eine Diskursanalyse zur Konstruktion der Ostdeutschen in den westdeutschen Medien-Diskursen 1989/90 und 1995. In: Ahbe, Thomas/Gries, Rainer/Schmale, Wolfgang (Hg.): *Die Ostdeutschen in den Medien. Das Bild von den Anderen nach 1990*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 59-112.

Ahbe, Thomas (2005): *Ostalgie. Zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit in den 1990er Jahren*. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen.

Ahbe, Thomas (2001): Ostalgie und die Lücke in der gesellschaftlichen Produktion von Erinnerungen. In: *Hochschule Ost* 10, Heft 1-2, S. 143-156.

Ahbe, Thomas (1999): Ostalgie als Laienpraxis. Einordnung, Bedingungen, Funktion. In: *Berliner Debatte INITIAL* 10, Heft 3, S. 87-97.

Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München: C. H. Beck

Assmann, Aleida (2001): Wie war sind Erinnerungen? In: Welzer, Harald (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg: Hamburger Edition, S. 103-122.

Assmann, Jan (1997): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck.

Brasch, Marion (2012): *Ab jetzt ist Ruhe. Roman meiner fabelhaften Familie*. Frankfurt/M.: S. Fischer

Belke, Julia (2009): Das Bild der Ostdeutschen im öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Eine Diskursanalyse des ARD-Politmagazins KONTRASTE in der Zeit von 1987-2005. In: Ahbe, Thomas/Gries, Rainer/Schmale, Wolfgang (Hg.): *Die Ostdeutschen in den Medien. Das Bild von den Anderen nach 1990*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 135-179.

Freimüller, Tobias (2001): Mediziner: Operation Volkskörper. In: Frei, Norbert (Hg.): *Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945*. Frankfurt/M, New York: Campus 2001, S. 13-69.

Fromme, Karl Friedrich: Selbstbewusstsein wächst langsam. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 02.10 1995, S. 1.

Havemann, Florian (2007): *Havemann. Eine Behauptung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Honigmann, Barbara (2011): *Bilder von A*. München: Carl Hanser Verlag.

Honigmann, Barbara (2000): *Alles, alles Liebe!* München: Carl Hanser Verlag.

Kahane, Anetta (2004): *Ich sehe was, was du nicht siehst. Meine deutschen Geschichten*. Berlin: Rowohlt 2004.

Kröger, Klaus (1989): „Nee Erich, das is keene Freiheit“. SPIEGEL-Redakteur Klaus Kröger über DDR-Touristen im Warnemünder Fünf-Sterne-Hotel Neptun. In: *DER SPIEGEL*, 36/1989 (04.09.), S. 34-37.

Leinemann, Jürgen (1990): „Verkrüppelt und gezeichnet“. In: *DER SPIEGEL*, 4/1990 (22.01), S. 68-80.

Neller, Katja (2006): *DDR-Nostalgie. Dimensionen der Orientierungen der Ostdeutschen gegenüber der ehemaligen DDR, ihre Ursachen und politische Konnotationen*. Wiesbaden: VS Verlag.

Noll, Chaim (2009) *Der goldene Löffel*. Berlin: Verbrecher-Verlag (Erstauflage: Stuttgart: DVA 1989).

Roth, Kersten Sven (2008): Der Westen als ‚Normal Null‘. Zur Diskurssemantik von ‚ostdeutsch‘ und ‚westdeutsch‘. In: Roth, Kersten Sven/Wienen, Markus (Hg.): *Diskursmauern. Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West*. Bremen: Hempen-Verlag, S. 69-89.

Rudnick, Carola S. (2011): *Die andere Hälfte der Erinnerung. Die DDR in der deutschen Geschichtspolitik nach 1989*. Bielefeld: Transcript-Verlag

Ruge, Eugen (2011): *In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie*. Reinbek: Rowohlt

Sabrow, Martin (2009): Die DDR erinnern. In: Sabrow, Martin (Hg.): *Erinnerungsorte der DDR*. München: C.H.Beck, S. 11-27.

Schmidt, Werner (1996): *Betriebliche Sozialordnung und ostdeutsches Arbeitsnehmerbewusstsein im Prozess der Transformation*. München, Mehring: Hampp.

Schmidt, Werner; Schönberger, Klaus (1999): „Jeder hat jetzt mit sich selbst zu tun“. *Arbeit, Freizeit und politische Orientierungen in Ostdeutschland*. Konstanz: UVK.

Schönbach, Ulli (2010): Das Werteklima in den neuen Bundesländern. Werte und Einstellungsmuster in den Kommentaren ostdeutscher Tageszeitungen 1991-2000. In: Haller, Michael/Mükke, Lutz (Hg.): *Wie die Medien zur Freiheit kamen. Zum Wandel der ostdeutschen Medienlandschaft seit dem Untergang der DDR*, Köln: Halem, S. 40-59.

Vester, Michael/von Oertzen, Peter/Geiling, Heiko et al. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Vogel, Ramona (2012): *Rechtsextremismus als ostdeutsches Phänomen. Right-Wing Extremism As Eastern German Phenomenon In Nationwide Publications*. Mittweida, Hochschule Mittweida (FH), University of Applied Sciences, Fakultät Medien, Bachelorarbeit.

Wagner, Wolf (1996): *Kulturschock Deutschland*. Hamburg: Rotbuch.

Wagner, Wolf (1999): *Kulturschock Deutschland. Der zweite Blick*. Hamburg: Rotbuch

Welzer, Harald; Lenz, Claudia (2008): Opa in Europa. Befunde einer vergleichenden Tradierungrforschung. In: *Osteuropa* 58, Heft 6, S. 41-55.

Welzer, Harald (2001): Das gemeinsame Verfertigen von Vergangenheit im Gespräch. In: Welzer, Harald (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg: Hamburger Edition, S. 160-178.

Winkler, Gunnar (Hrsg.) (2004): *Sozialreport 2004. Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern*. Berlin: Trafo-Verlag.